

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 135.

Posen, den 2. Dezember 1927.

Nr. 135.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

Schluss.

Nachdruck verboten.

Ein gebrochener Mann stieg aus der Kalesche, die in später Nachmittagsstunde vor dem Tore des Schwarzspanierhauses auf dem Alservorstädter Glacis anhielt. Der Kutscher und die Köchin mußten ihn stützen, bis der Hausmeister kam und ihn mit Hilfe der Frau in seine Wohnung brachte. Bald lag Beethoven in seinem Bette. Ein freudiges Aufleuchten glitt über seine Züge . . . Daheim, endlich wieder daheim, in seinen eigenen vier Wänden; nicht mehr den Bruder Johann, die verhaßte Schwägerin sehen, deren Gnadenbrot essen müssen . . . Daheim! Daheim! Da stand sein Klavier, da lagen seine Schriften, da war sein Schreibtisch, sein Fenster mit dem herrlichen Ausblick auf das Glacis und die male-riische Mülkerbastei . . . Daheim, in seiner Heimat, in Wien . . .

Die ersten Tage nach seiner Heimkehr vermochte er außer Bett zu bleiben, weil er sich gesund wähnte, weil er gesund sein wollte; er hatte noch seine neue Sinfonie zu vollenden, die Oper „Melusine“ lag noch unberührt in seinem Kust, und finanzielle Sorgen traten an Beethoven heran. Holz hatte ihm für die einlaufenden Gelder, sofern sie nicht zur Bestreitung des Haushaltes benötigt wurden, allerhand Aktien als „Kapitalsanlage“ eingekauft, und deren wechselnder Wert gab dem Künstler die sehr prosaische Aufgabe, den — Kurszettel zu studieren. Aber Beethoven konnte nicht weiter. Schon wenige Tage nach seiner Heimkehr mußte er das Krankenzimmer aufsuchen und Ärzte rufen lassen, die seine unerträglichen Schmerzen lindern und heilen sollten. Aber bald war es klar, daß jede Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen war.

Am 21. Dezember wurde die erste „Anzapfung“ des an Brustwassersucht Leidenden durch Professor Wawruch vorgenommen, in dessen Behandlung er stand. Die erhoffte Erleichterung war nur von kurzer Dauer, und Wawruch berief den angesehenen Arzt Dr. Malfatti und Dr. von Staudenheim zu einem Konsilium, das am 3. Januar 1827 stattfand. Malfatti, der Beethoven in früheren Jahren wiederholt behandelt hatte und ihn daher genau zu kennen glaubte, erklärte unumwunden die bisherige Behandlung für falsch und verordnete eine neue Behandlungsweise: Einreibung des Unterleibes mit eiskaltem Wasser und als Nahrung ausschließlich Obstgefrorenes. Mit dieser Methode wollte Malfatti einen ähnlichen Fall vor kurzem völlig geheilt haben. Eine zweite „Anzapfung“ erfolgte am 6. Januar und brachte dem Kranken wieder eine kleine Erleichterung.

Beethoven sah als Patient schrecklich schlecht aus. Wochen alte graue Bartstoppeln entstellten sein Gesicht, die Wangen waren verfallen, und nur in den Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, blitzte es dämonisch und unheimlich auf — der Wille zum Leben leuchtete aus ihnen —, der gequälte Körper mit dem hoch aufgedunsel-

ten Bauch, den angeschwollenen Beinen und den kraftlosen Armen deutete aber mit unheimlicher Bestimmtheit das Gegenteil an. Kein Besuch wurde vorgelassen; denn man konnte dem von Schmerzen gequälten Meister nicht noch die Anstrengungen eines Gespräches zumuten, und so lag denn der arme Beethoven, einzig von Holz und dem Diener betreut, auf seinem traurigen Lager durch qualvolle Nächte und trübe Schmerzerfüllte Tage. Die wiederholt vorgenommenen Anzapfungen machten, daß Beethoven keinerlei Medikamente mehr vertrug; seine Eklust nahm von Tag zu Tag ab, so daß seine Kräfte rapid sanken. Doktor Malfatti, der Beethovens alte Neigung für geistige Getränke gut kannte, riet nun Punschgefrorenes als Nahrungsmittel an, was durch einige Tage belebend und kräftigend wirkte. Schon in der ersten Nacht konnte Beethoven wieder schlafen, und er schwikte ungemein; am nächsten Morgen war er munter und froh gelaunt, was er seit seiner Heimkehr nicht gewesen, und er sprach sogar davon, sein begonnenes Oratorium „Saul und David“ vollenden zu wollen.

Aber diese Freude währte nicht lange. Beethoven fing nach wenigen Tagen der Besserung an, die Verordnung zu mißbrauchen und sprach dem Punschgefrorenen übermäßig zu. Das geistige Getränk verursachte bald einen starken Blutandrang nach dem Kopfe; er wurde schläfrig und benommen, röchelte wie ein Fisch im Kausch Befindender und fing an irre zu reden. Dazu gesellte sich infolge des Eisgenusses ein entzündeter Hals mit Heiserkeit, die an manchen Tagen vollständige Stimmlosigkeit brachte. Beethoven verlangte trotzdem immer kühmischer nach dieser Labung; doch als durch eine Verköhlung der Gedärme Kolik und Durchfall eintrat, mußten ihm die Ärzte das nunmehr bedenklich gewordene Labemittel entziehen.

Unter solchen traurigen Umständen, bei einer entsetzlich rasch erfolgenden Abmagerung und einem sichtbaren Sinken der Lebenskraft verfloß der ganze Januar und der Februar. Beethoven sagte in trüben Stunden seinen nahen Tod voraus, und kein Wort des Trostes vermochte ihn mehr aufzurichten. Sein Jugendgespieler Doktor Breuning kam als Arzt und Freund oft zu ihm und tröstete den Kranken mit dem Hinweis auf den nahenden Frühling, der ihm Linderung und Genesung bringen würde.

Beethoven lächelte bitter und machte eine resignierte Handbewegung.

„Mein Tagewerk ist vollbracht! Wenn hier noch ein Arzt helfen könnte, sein Name müßte ein Wunder geheißt werden!“ . . .

Der März war herangekommen, der trügerische Lenzmonat, der aller Welt neues Leben bringt, dem Siechen aber — den Tod. Beethoven litt von Tag zu Tag mehr, und den Ärzten war es klar, daß sein Leben nur mehr kurz währen könne. Breuning nahm daher die schwere Aufgabe auf sich, dem Kranken die unausweichliche Mitteilung zu machen, daß er für alle Fälle den Anforderungen der Bürgerpflicht und der Religion entsprechen müsse. Nur zögernd und mit schwerem Bangen reichte Breuning dem armen Freunde den Zettel mit der schicksalschweren Mitteilung hin . . .

Beethoven nahm den Zettel, las ihn langsam und sinnend Wort für Wort durch, und wie eine sanfte Erklärung lag es über seinem Antlitz. Er lehnte sich an die hoch aufgerichteten Polster seines Lagers, hob die rechte Hand und streckte sie mit einem unaussprechlich rührenden Blick voll Milde und Größe Breuning entgegen.

„Lasse den Herrn Pfarrer kommen!“

Wie eine zarte Liebeserklärung kamen diese Worte von Beethovens bleichen Lippen, und er, der sonst wenig für die Religion übrig hatte, schien nun voll Hingebung und Ergebenheit für sie.

„Ich sehe dich wohl noch wieder?“ nickte er Breuning freundlich zu . . .

Von Ergriffenheit übermannt, eilte Breuning davon, um Beethoven nicht die Tränen sehen zu lassen, die seinen Augen entquollen . . .

Von aller Welt verlassen lag Beethoven darnieder und sah dem Sterben entgegen. Sorgen quälten ihn um seinen Nerven, dem all sein Sinnen und Streben galt und der jetzt als Kadett im Regiment Erzherzog Ludwig in Jglau diente. Der nichtswürdige Karl, der gleich seinem Onkel Johann dem armen Meister Ludwig andauernd nur Aerger und Pein verursacht hatte, konnte nicht zu ihm kommen, da er aus Wien ausgewiesen war, und der Bruder Johann, der sich nunmehr als sein nächster Anverwandter fühlte, wurde nicht vorgelassen, weil man die Aufregung Ludwigs für sehr gefährlich hielt. Nach der letzten Erregung der Kommunion fühlte er sich leichter, und er sprach in phantastischen Worten von seiner bevorstehenden Reise nach London, wo man ihn enthusiastischer feiern würde als in dem undankbaren Wien. So fest war der Sterbensfranke von seiner Genesung überzeugt, daß er mit seinem getreuen Schindler über die Wahl der Reiseroute nach England sprach und überlegte, auf welchem Wege sich die Reise billiger stellen würde . . .

Am 24. März sollte es aber ernst werden. Als Beethoven am Morgen dieses Tages die Aerzte und Schindler vor sich sah, gab er kein Zeichen von sich, daß er sie erkenne.

Er lag mit geschlossenen Augen, nur hier und da machte er eine Bewegung, die eine Schmerzempfindung oder die Absicht andeutete, etwas mitzuteilen. Alle Funktionen des Körpers hörten auf, und das einzige Lebenszeichen, das Beethoven von sich gab, war ein fast unmerkliches Heben der Augenlider, hinter denen matt und glanzlos die früher so sprühenden, glühenden Augen lagen. Wehmütiger Schmerz erfaßte die Anwesenden, und sie sahen mit feuchten Augen auf das zum Geripp abgemagerte Wesen vor sich hin, das der Welt einer ihrer Größten gewesen und das nun dahinsterben mußte wie jeder andere Mensch, dessen Uhr abgelaufen ist . . .

Es war drei Uhr nachmittags am 26. März 1827, als Anselm Hüttenbrenner, einer der Freunde Beethovens aus den letzten Jahren, in das Sterbegemach des Meisters trat, in welchem Hofrat Breuning und dessen Sohn, die Schwägerin Beethovens, die ihm so verhaßte Gattin seines Bruders Johann, der Maler Josef Teltscher und Professor Schindler versammelt waren und mit Spannung auf das nun Kommende warteten. Sie sahen den stillen, aber um so heftigeren Todeskampf des Großen, und es vergingen zwei qualvolle Stunden, in denen man das Rauschen des Todesengels zu hören vermeinte.

Hofrat Breuning und Schindler sahen sich fragend an und verließen mit Teltscher, der sich ihnen anschloß, das Sterbezimmer. Sie gingen nach dem Währinger Friedhofe, um dort eine Grabstelle für den Sterbenden zu bestellen . . .

Es war wenige Minuten nach fünf Uhr — am Sterbelager Beethovens standen Hüttenbrenner und Frau van Beethoven — als ein heftiger Blitzschlag vom Fenster her das Gemach grell erleuchtete, worauf ein

starkes Donnergeroll hörbar wurde — ein Gewitter an einem kühlen Märztag, an dem auf den Straßen noch hoher Schnee lag.

Beethoven, der regungslos dagelegen hatte, öffnete die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe, Trotz und Mut in den Augen, die seit Stunden geschlossen gewesen. Er schien sprechen zu wollen, denn seine Lippen zuckten, aber kraftlos sank die erhobene Hand wieder auf das Lager zurück, und die Augen schlossen sich wieder.

Hüttenbrenners rechte Hand lag unter Beethovens Haupt, seine linke ruhte auf der Brust des Sterbenden. Kein Atemzug, kein Herzschlag mehr!

Der gewaltige Genius der Musik hatte ausgerungen . . .

Der Freund drückte dem Entschlafenen die halbgeöffneten Augen zu, küßte dieselben, dann auch Stirn, Mund und Hände des Meisters. Frau van Beethoven schnitt auf Hüttenbrenners Bitte eine Haarlocke vom Haupte des Dahingeshiedenen und übergab sie ihm als kostbares Andenken an den soeben verbliebenen großen Freund.

Ganz Wien und bald darauf die ganze Welt trauerte um den einzig Großen, Gewaltigen, der mit seinen Schöpfungen der Welt das unvergänglich Reich des Schönen, des Himmels auf Erden, erschlossen hatte.

Beethoven, der Zeit seines Lebens das wahre Glück nicht kennen gelernt, der wie ein Märtyrer seiner Kunst durch das Dasein gegangen, war in die Unsterblichkeit eingegangen . . .

Der Beweis.

Von Aug. Billeroh.

„Ja,“ sagte Gilette zu ihrer Freundin Helenita, „siehst du, daß ich mich verändert habe? Früher war ich eifersüchtig wie ein Tiger wegen nichts und wieder nichts. Erinnerst du dich, wie ich damit drohte, den alten, armen Batifol zu töten, damals in der Schule — weil er dir sehr gut in Mathematik gegeben hatte und mir nur „ziemlich gut“, weil du sein Liebling warst?“

„Hat dein Ehe dich kuriert?“

„Ja — das hat sie . . .“

„Dabei ist dein Mann stätlich, schön und klug. Du hättest eigentlich sehr viel Grund, um eifersüchtig zu sein, denn dein Mann wird allgemein bewundert. Aber jetzt lächelst du nur so glücklich zu allem, was geschieht! . . . Ohne irgendwelche Bedenken läßt du Paul mit deinen Freundinnen ausgehen. Vor wenigen Minuten noch saßen Paul und ich hier ganz allein — und als du kamst, fragtest du nur, ob wir dir noch einige Kuchen übrig gelassen hätten und ob noch eine Tasse Tee da sei. Ich finde eigentlich, daß du viel mehr Ursache haben könntest, eifersüchtig zu sein, wenn es sich um Paul handelte, als damals, als es sich lediglich um den alten Mathematiklehrer handelte.“

„Ich bin mir Pauls Freude so sicher!“

„Ja, das kannst du schon — aber trotzdem! Kannst du dich entsinnen, daß du mir einmal sagtest: „Du bist viel zu gefährlich, Helenita, falls ich mich jemals verheiraten sollte, werde ich dich nie bitten, mich zu besuchen.“ „Bin ich ungefährlicher geworden?“

„Nein — Spaß beiseite. Nicht deinetwegen bin ich so ruhig, sondern weil ich mir deiner Liebe so sicher bin.“

„Hast du noch nie Angst gehabt, ihn zu verlieren?“

Gilette betrachtete Helenita sehr ernst.

„Nein, Paul hat mir einen bezarrenden Beweis seiner Liebe erbracht, daß ich ganz undankbar wäre, würde ich zweifeln.“

„Ach — erzähle!“ bat Helenita aufs äußerste gespannt.

Gilette blickte hinab auf die Seine, die sie von ihrem Fenster aus sehen konnte. Wie schön wirkte sie in der Julisonne.

Gilette zögerte ein wenig, dann fing sie an mit strahlenden Augen zu erzählen.

Es ist zwei Jahre her. Wir waren noch nicht verlobt. Paul und ich spazierten längs der Seine.

Trotzdem ich Paul liebte, wogte ich es nicht, ihm mein Jawort zu geben, denn ich fürchtete, daß seine Liebe nicht so groß sei wie die meine.

Wie konnte ich mir Sicherheit darüber verschaffen!?

— Plötzlich kam mir ein Gedanke. Ich mußte einen Beweis haben . . .

Ohne länger zu zögern, tat ich, als ob ich stolperte . . . „Batifol!“ erkante es vom Wasser — ich hatte mich in den Fluß gestürzt.

Während dreier Sekunden, die für sie wie drei Jahrhunderte gewesen waren, hatte Gilette auf Pauls Hilfe gewartet. Durch ihr Hirn jagten die Gedanken: wenn er sie liebte, würde er sie retten — wenn er nicht käme, dann — ja dann würde sie sterben . . . Denn was ist der Tod gegen sein Leben voller Sorge und Unglück . . . Aber er kam!

Er zog sie lebend heraus.

„Du verstehst wohl, seit dem Tage, an dem Kam sein eigenes Leben für mich gewagt hatte, kam mir die Erkenntnis, daß er lieber mit mir zusammen hätte sterben wollen, als ohne mich leben, und an diesem Tage wurde ich für immer von meiner lächerlichen Eifersucht geheilt. Ich bin mir dessen ganz sicher, daß er nur mich liebt — und das Leben ist einfach wunderbar, Helenita, wenn man eines Menschen so sicher ist.“

In demselben Augenblick kam das Zimmermädchen mit entsetztem Gesicht hereingestürzt.

„Ich muß es der gnädigen Frau doch sagen . . . die gnädige Frau darf sich aber nicht erschrecken . . . die Gefahr ist überstanden . . . aber ich muß es doch erzählen . . . Der gnädige Herr befindet sich jetzt wieder in Sicherheit . . . er wechselt gerade seine Kleider unten beim Hauswirt . . .“

„Aber — was — ist — denn — los? Was ist geschehen? Sprechen Sie doch endlich?“

„Der gnädige Herr hat soeben eine Dame gerettet, die sich in die Seine gestürzt hatte . . .“

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Die Tante.

Wir empfangen Mélanies Tante wie ein notwendiges Uebel. Nicht weil wir sie kannten, das taten wir nämlich nicht, sondern weil wir Mélanie kannten — und die konnten wir nicht leiden.

Einige Tage nach der Ankunft der Tante konnten wir Mélanie immer noch nicht leiden, aber wir liebten ihre Tante.

Wenn man sich fragt, warum? Es ist viel Zeit seitdem vergangen, ich war damals jung und erinnere mich nicht mehr der Motive und „Strömungen“, die damals unsere Sym- und Antipathien regulierten. Mélanies Tante war reizend, und sie war auch amüsan, in ihrer Gesellschaft befanden wir uns sehr wohl und sie brachte uns auf eine selten nette Art das weitgehendste Verständnis entgegen. Sie war auch nicht sentimental — und das, glaube ich, imponierte uns außerordentlich. Wir waren es so gewöhnt, daß „alte Leute“ entweder boshaft oder gütig waren, aber wie auch immer sie sein mochten, sentimental waren sie stets. Und das war Mélanies Tante also nicht!

Alte Leute! — damals nannte ich Menschen, die in den zwanziger Jahren, „alt“, und wenn sie gar erst in den Dreißigern waren . . . Ich weiß nicht, wie alt die Tante war, sicher Anfang der Dreißig, aber sie war eine so unwiderstehlich waschechte „alte Jungfer“ in Kleidung und sonstiger Aufmachung, daß wir jungen Mädchen uns vornahmen, sie zu reformieren.

Mélanies Tante ließ es geschehen. Vielleicht aus Neugier, vielleicht weil es ihr Spaß machte. Ihr Haar, das sie in einem kleinen zusammengegerollten, zimperlichen Knoten mitten auf dem Kopfe trug, erwieß sich als starke, wellige Haarflut, als er aufgelöst wurde. Wir scheideten dieses Haar in der Mitte — und beim Himmel — Mélanies Tante glich mit ihren süßen blauen Augen einer anmutigen Madonna. Mélanie sagte: „Jetzt gleicht du dem Jugendbildnis meiner Mutter!“ — und umarmte sie stürmisch. Als die Tante noch gar ein ausgeschnittenes Kleid und einen Schal um ihren Schwanenhals bekam, wurde sie wirklich so jugendlich und hübsch, daß sie allen möglichen gemalten Schönen glich.

Am Nachmittag sollte der Oberst kommen. Der Oberst war Mélanies Onkel. Das heißt, er war kein richtiger Onkel, sondern ein Freund ihres verstorbenen Vaters und ihr Vormund.

Der Oberst war ein schweigsamer stattlicher Herr, vor dem wir einen unerhörten Respekt hatten, und den wir sehr gut leiden mochten. Ich freute mich mörderisch darauf, zu erfahren, wie er Mélanies Tante finden würde, denn selbst ein Mann mußte bemerken, daß hier ein Wunder geschehen war.

Er sah es auch. Er starrte so sichtbar — und er wurde so stumm, daß mein Herz vor Freude hüpfte. Da ich in aller Heimlichkeit der Romanschreiberin verfallen war, hatte ich bereits seit Beginn der Ferien damit angefangen, einen Roman über Mélanies Tante und ihren Vormund zu dichten. Dieser Roman war sehr rührend. Eigentlich hatten die beiden sich bereits von Kindesbeinen an lieben sollen, was sie aber schließlich wegen technischer Unmöglichkeit nicht taten.

Den geschlagenen Nachmittag „umschwebte“ ich das Paar — auf Abstand, um den Gang der Handlung verfolgen zu können.

Es schien aber, als wenn nichts geschehe, und darum fühlte ich mich dazu verpflichtet, dem Schicksal eine jener Handreichungen zu geben, die dann und wann so notwendig sind, um die Dinge in Fluß zu bringen.

Ich sagte: „Findet der Herr Oberst nicht, daß diese Frisur Mélanies Tante ganz entzückend kleidet?“

„Ja — findest du nicht auch, Onkel . . .“ sagte Mélanie ganz begeistert.

Der Oberst starrte geradeaus und antwortete steif: „Ich finde nun, daß Mélanies Tante früher eine reizende Frisur hatte.“

Sein Ton war der Ausdruck einer so ausgeprägten Bestimmtheit, daß wir alle drei den Kopf senkten. Wir fühlten uns irgendwie schuldig. Wieder fragte Mélanie:

„Findest du aber nicht, daß sich der Halsausschnitt viel schöner macht als der eng anschließende Kragen?“

„Nein!“ sagte der Oberst barsch.

Die Situation war einfach peinlich. Mélanies Tante hatte ihren Kopf tief gebeugt, während der Oberst den seinen ganz gewaltig hoch trug. Mélanie und ich benutzten die nächstbeste Gelegenheit, um zu verschwinden.

Ich machte mir schwere Sorgen um meinen Roman — ich würde ihn wirklich wieder umarbeiten müssen — schrecklich . . .

„Ich glaube tatsächlich, daß er sie liebte,“ sagte ich gekränkt zu Mélanie, „und ich glaube auch, daß er sich unbändig freuen würde, zu entdecken, daß sie im Grunde so hübsch sei!“

„Er!“ erwiderte Mélanie wütend, „der versteht ja nicht mehr von der Liebe als eine Telegraphenstange!“

Aber — ich behielt doch recht. Der Oberst reagierte verkehrt, aber er kam zum richtigen Resultat.

Gegen Abend erschien Mélanies Tante wieder mit dem prächtigen, strengen Haarnoten mitten auf dem Kopf und dem zimmerlichen Kleid, dessen Kragen bis unter's Kinn reichte. Aber, wissen Sie auch, womit der Oberst aufwartete? Mit zärtlichen Augen und einer Stimme, so weich und mild, wie sie einem Osterlamm mit himmelblauem Halsband und Silberglöckchen alle Ehre gemacht hätte. Einen Monat später war Mélanies Tante Frau Oberstin, deren unerläßliche Tugendattribute stets ein prädiger Haarnoten und ein streng-moralisch-ungefälliges Kleid blieben. . . .
E. Rode.

Gibt es noch Liebe in unserer profaischen Zeit?

Stellen wir uns einmal vor, wie die Welt aussehen würde, wenn es keine Liebe mehr gäbe. Die erste Folge wäre, daß jeder einzelne Mensch sehr viel mehr Kraft, Energie und Interesse für seine anderen Angelegenheiten verwenden könnte. Er würde sein Leben viel nützlicher, aber auch viel freudloser leben. Und wahrscheinlich würde eine zweite Folge sein, daß die Reliquität sich wesentlich ausbreitete und vertiefte, da alle Menschen dann den Ueberschutz an Gefühl, für den das praktische Leben keine Verwendung mehr hätte, in die Religion hineintriegen. Ebenso würden die Fortschritte in Technik und Wissenschaft in noch rapiderem Tempo gemacht werden, als es heute schon der Fall ist, wo die Männer der Technik und Wissenschaft ja auch bereits nicht mehr gefühlüberlastet erscheinen. Ja, vielleicht lassen sich ihre erstaunlichen Leistungen zum Teil nur dadurch erklären, daß sie die Liebe aus ihrem Wesen ausgemerzt haben, um die Arbeit und das Interesse für die Arbeit an ihre Stelle zu setzen.

Daß Arbeit liebesfeindlich ist, wenigstens die Arbeit der modernen Zeit, die Arbeit, wie sie heute betrieben wird und vielleicht leider betrieben werden muß, ist über allen Zweifel erhaben. Die Frauen, die so stark und begeistert für ihr Recht auf Arbeit und Pflichten eingetreten sind, müssen sich klar machen, daß sie damit zum großen Teil auf ihr früheres Recht auf Liebe und Liebens können verzichten. Man nehme nur den Mann, der im Beruf steht. Den ganzen Tage geht er seinen Geschäften nach, spät abends erst legt er die Arbeit beiseite, todmüde sinkt er ins Bett. — Sonntags hat er eigentlich Interesse auch nur dafür, sich auszuschlafen. Liebe? — Erwerbsleben, Geldverdienen sind die Beiriffe, die den Platz der Liebe eingenommen haben.

Sollten die Frauen in dem Wahn befangen sein, daß es ihnen leichter als dem Mann gelingen könnte, Arbeit, Beruf und Liebe zu vereinen? Die Frau der früheren Zeit hatte ihr Heim zu versorgen, aber wenn ihr Mann nach Hause kam, durfte sie schön sein für ihn, — wenn er abwesend war, konnte sie sich auf die Liebesstunden freuen, konnte ihr Gemüt dazu bereit machen. Liebe konnte eine Kunst sein, deren Ausübung nicht nur die Frau, sondern auch den Mann beglückte. — Natürlich kann eine verheiratete Frau einen Beruf ausüben, aber sie tut es auf Kosten des Gefühls, das unrettbar dabei verloren geht. — Denn ein Beruf, besonders wenn man ihn ernsthaft ausübt, hat die Eigenschaft, das Gehirn zu durchdringen, so daß man auch in den Mußestunden immer wieder an die Fragen des Berufs an die zu erfüllenden Aufgaben, an die zu erreichenden Möglichkeiten denkt. Eine solche Frau kann einem Manne wohl ein guter Kamerad sein, aber nicht eine Geliebte. Die sogenannte „tüchtige“ Frau zieht den Mann nicht an; er wird sie wahrscheinlich schätzen, wie er einen männlichen Kameraden mit den gleichen Eigenschaften schätzen würde, aber er wird sie nicht lieben nicht anbeten, nicht vergöttern. Eine Schriftstellerin erzählt hierfür ein beweiskräftiges Beispiel. Sie hatte einen Film geschrieben und ging mit einer Filmgesellschaft in eine sehr einsame Gegend, wo der Film gedreht werden sollte. Die Schauspielerin, die die Hauptrolle zu spielen hatte, war ein bildschönes Geschöpf, daneben aber flug von höchster Tüchtigkeit. Sie wußte genau, was sie wollte, und war im Spiel so leistungsfähig, daß sie dem Regisseur nicht die geringsten Schwierigkeiten machte. Die Männer alle standen auf denkbar gutem Fuß mit ihr, kümmerten sich aber sonst nicht im geringsten um sie. Das ganze Interesse sämtlicher Männer war auf ein kleines Mädel gerichtet, das für eine Nebenrolle engagiert war und — außer ihrem niedlichen Gesicht — kein Talent weiter besaß. Doch: sie besaß das Talent, die Männer in sich verliebt zu machen. Wenn sie in ihren bezaubernden Toiletten auftauchte, waren die Männer wie ein Bienenschwarm um sie herum, sie konnte die albernsten Dinge sagen, — man fand die Art, wie sie sie sagte, bezaubernd und unvergleichlich. Sie nahm ihre Arbeit im Film durchaus nicht ernst, das war mit etwas, was sie absolvieren mußte, während doch ihre Gedanken mit ganz anderem beschäftigt waren und — sich um Liebe drehten.

Geben wir der Unzahl der Scheidungen auf den Grund, so finden wir als Ursache: Die Menschen haben keine Zeit mehr für Liebe, sie arbeiten zu angespannt so daß sie, wenn

der Tag zu Ende geht, — nur den einen Wunsch haben, zu schlafen um sich auszuruhen. Frühere Zeiten hatten eine andere Einstellung: Feldherren ließen ihre Armeen warten, wenn sie bei der Dame ihres Herzens weilten, Könige schoben wichtigste Staatsgeschäfte auf, um sich nicht schon von ihrer ebenangekranteten Frau trennen zu müssen, und der Großmeister eines Mönchsordens hängte seine Würde an den Nagel, um eines Fischermädchens willen. Man schloß damals die Liebe nicht aus, man ließ sich von ihr „stören“, wenn es darauf ankam, während sie heute zu einer flüchtig aufflammenden Leidenschaft dekadentiert ist, die ebenso schnell erlischt, wie sie sich entzündet. Wo ist heute noch Schillers „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldene Zeit?“ Heute springt die Liebe meist über ihre Anfonasbadien hinweg, mit Sehnsucht und Hoffen und Bangen und Wängen in schwebender Pein hält der moderne, vielbeschäftigte Mensch nicht mehr auf. Neue Sachlichkeit gilt auch für die Liebe. Es droht eine langweilige und graue Welt zu werden, wenn unsere Zeit genossen nicht allmählich zu der Einsicht kommen, daß sie der Liebe den Platz einräumen müssen, der ihr gebührt.

Vererbungsprobleme.

Die Vererbungswissenschaft steht noch in den Anfängen, wir wissen noch so gut wie nichts, das war der Eindruck, den man vom 5. Internationalen Kongreß für Vererbungswissenschaft als Laie wie als Fachmann erhielt. Wir kennen keine Einzelercheinungen, und die Vererbungswissenschaft hat mühselig aus einer Reihe von Einzelbeobachtungen ein Geseß konstruiert, aber irgend ein Zusammenhang, irgend eine Zuverlässigkeit, ein System ist noch nirgends erkennbar. Die Uebersicht über den Kongreß für Vererbungswissenschaft, der in Berlin tagte, und den jetzt außerordentlich umfangreich die „Medizinische Klinik“ gibt, zeigt eine Fülle interessanter Einzelprobleme, ohne irgendeine Lösung für das Gesamtproblem auch nur ahnen zu lassen. Ein paar für die Öffentlichkeit interessante Fragen mögen trotzdem kurz dargestellt werden.

Ueber die Vererbung der Haarform beim Menschen sprach Prof. van Bemmelen-Groningen. Durch Vergleichung von Photographien blutsverwandter Personen kann man, wenigstens für das männliche Geschlecht, sich ein Urteil über den Gang der Vererbung der Haarform bilden. Bemmelen hat dies für die Mitglieder seiner eigenen Familie und für die sämtlichen Nachkommen eines Paares seiner Ururgroßeltern übernommen. Dabei hat sich herausgestellt, daß das Kraushaar, das unter diesen Nachkommen in ziemlich großer Frequenz vorkommt, sich von Generation zu Generation in ununterbrochener Reihenfolge forterbt. Daraus könnte man nun schließen, daß das Kraushaar unbedingt seine Vorherrschaft behält. Da jedoch mehrere Fälle beobachtet wurden, wo während des Lebens einer Person sich Kraushaar in Schlichthaar umänderte, und umgekehrt, da ferner der Unterschied zwischen den beiden Formen nicht immer scharf in Erscheinung tritt, so ist nicht einmal dieser Schluß ohne weiteres zulässig. Zwischen die Extreme des steifen Kraushaars und des vollständig schlichten Haars reihen sich die lockigen, welligen, springenden und steilen Haarformen. Da diese sich oft bei den verschiedenen Nachkommen eines und desselben Elternpaares vorfinden, schließt Bemmelen auf eine Mehrzahl von bedingten Faktoren. Er glaubt, daß die Veranlagung zur Kraushaarigkeit sowohl von der Seite der Mutter als von der des Vaters erlangt werden kann. Besten beide Eltern Kraushaare, so können sämtliche Kinder diese Haarform aufweisen, sie müssen es aber keineswegs. Dagegen zeigten sich mehrere Beispiele von Abstammungslinien, bei denen die Veranlagung zum Kraushaar, das bei einem der Eltern vorkam, augenscheinlich gänzlich verloren gegangen war.

Sehr ergiebig ist also dies, das Ergebnis dieser Haarforschungen nicht, und sehr viel klüger dürfte niemand bisher dadurch geworden sein.

Ueber die Vererbung der hochgradigen Kurzsichtigkeit berichtete Prof. Czelliker, der 27 Jahre hindurch diesbezügliche Forschungen angestellt hat. Czelliker, der etwa tausend Familien in dieser Beziehung beobachtet hat, hat festgestellt, daß die Kurzsichtigkeit bei Frauen häufiger vorkommt als bei Männern. Unter 100 Kurzsichtigen befinden sich 43 Männliche und 57 Frauen. Ferner gelang es ihm, die Rolle der etwaigen Blutsverwandtschaft der Eltern in genauer Weise festzustellen. Unter den Eltern kurz-sichtiger Kinder gab es dreimal soviel blutsverwandte Paare, als sonst das Berliner Ständesamt registriert. Bekanntlich beruht diese Verknüpfung zwischen Blutsverwandtschaft und gewissen Krankheiten nicht, wie man früher glaubte, auf einer mythischen Schädigung durch die Inzucht als solche, sondern auf einer allzu großen Gleichartigkeit der Erbmasse. Man hat früher von einer Sonderstellung der Erstgeborenen gesprochen und wie bei anderen Leiden so auch bei der Kurzsichtigkeit das Schlagwort von der biologischen Minderwertigkeit der Erstgeburt geprägt. Auf Grund seines großen Materials verweist Czelliker dieses Schlagwort in das Reich der Legende. Auch der mehrfach behauptete Einfluß des Zeugungsalters der Eltern auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit hat sich nicht bewahrheitet.

Auch Prof. Mjövén-Oslo berichtete über den Einfluß der Seitenverwandten auf den Vererbungsgrad der Kinder. Er erzählt, daß auf einer Vortragsreise durch Norwegen man ihm einen alten Volkspruch erzählte: „Du sollst ein Mägdlein nicht heiraten, das das einzig seine in der Sippe ist.“ Auch in den alten nordnordischen Sagen findet sich derselbe Spruch: „Gehe mein Sohn in die Welt hinaus und suche dir ein Weib aus gutem Stamm.“ Die alten Wikingen kannten also schon den Einfluß der

Seitenverwandten auf die Begabung der Kinder. Der Referent behauptete nun, daß, wenn man 20 bis 30 Blutsverwandte von beiden elterlichen Seiten zur Verfügung hat, man nach den Methoden des Wieneren-Laboratoriums nicht allein voraussetzen könne, daß die Kinder in einem gegebenen Falle musikalisch bzw. unmusikalisch werden, sondern man könne auch annähernd den Grad der Begabung der Kinder von vornherein festlegen, vorausgesetzt, daß die musikalische Begabung der einzelnen Individuen einigermaßen gleichmäßig ist. Diesen Prophezeiungen darf man wohl vorläufig noch etwas skeptisch gegenüberstehen, sie gehören nur zu den Hoffnungen der Vererbungswissenschaft. Dr. D. B.

Ein neuer Gaunerstreich.

(Nachdruck verboten.)

Am Vorabend der Hochzeit eines aristokratischen und vermögenden Paares, die in Paris gefeiert wurde, fand sich bei einem der ersten Juweliere der Stadt ein Herr ein, der unter Bezugnahme auf diese Eheschließung erklärte, daß er bei dieser Gelegenheit auch mit einem Geschenk aufwarten möchte, und zwar habe er sich entschlossen, im Namen seiner Frau der Braut ein Paar Brillantohrringe zu überreichen. Aber — da seine Frau augenblicklich unpäßlich sei und in dem und dem Hotel zu Bett liege, so bitte er, daß man ihr einige Juwelen der gewünschten Art zur Auswahl senden möge. Der Juwelier machte sich mit dem Kunden selbst auf den Weg nach dem betreffenden Hotel, steigt mit ihm nach dem Zimmer der Dame empor und nimmt in dem anstehenden kleinen Salon Platz. Der Kunde geht in das Schlafzimmer und läßt die Tür halb offen, so daß der Juwelier durch sie hindurch einen blonden Frauenkopf auf dem Kopfstissen liegen sieht und die Stimme des Mannes hört: „Wir haben dir hier, meine Liebe, die Juwelen gebracht, damit du deine Auswahl treffen kannst. Versuch sie dir in aller Ruhe.“ Und unmittelbar darauf nähert sich der Mann wieder dem Juwelier und bittet ihn, ihm das Schmuckkästchen zu geben, damit er es seiner Frau überreichen könne. Der Juwelier gibt das Kästchen hin und wagt natürlich nicht, dem Kunden in das Schlafzimmer zu folgen, um so weniger, als dieser die Tür immer offen läßt.

Der Kunde tritt ein in das Schlafzimmer, nähert sich dem Bett, spricht noch zu der Kranken, dann — Schweigen. Die Tür ist immer offen, und der blonde Kopf der Dame ruht nach wie vor auf dem Kissen. Da aber das Schweigen andauert und die Zeit vergeht, so erhebt sich der Juwelier, nähert sich vorsichtig der Tür und sieht, daß das Zimmer leer ist. Er ruft: „Grädige Frau, grädige Frau!“ — Keine Antwort. Er tritt ein und bemerkt mit Entsetzen, daß der blonde Kopf, der auf dem Kissen ruht, von — Wachs ist. Der Mann war natürlich verschwunden, und zwar durch eine Tür, die sich den Blicken des Juweliers verbarg. Bisher hat man noch keine Spur von ihm.

Aus aller Welt.

London wird rauchfrei gemacht. Seit 35 Jahren besteht für London das Verbot, den schwarzen Rauch der Schornsteine ohne Filtrierung in die Luft aufsteigen zu lassen. Nun hat neuerdings das englische Parlament dieses Verbot auch auf Ruß, Asche und andere Rückstände der Industrie ausgedehnt. Nur einige Firmen der Metallindustrie sind ausgenommen worden, da noch keine technischen Mittel bestehen, diesem Verbot nachzukommen.

Eine kostbare Grammophonaufnahme. Vor kurzem wurde auch die Stimme Schaljapins auf die Platte gebannt, und zwar zwei Gesänge aus der Oper „Boris Godunow“. Die Kosten für diese kostbare Aufnahme beliefen sich auf insgesamt 5000 englische Pfund, da Dutzende von Probeaufnahmen gemacht werden mußten.

Schinderhannes — nicht von Zukmayer. Die Prometheus-Film-WG. will einen Film „Schinderhannes“ drehen, doch hat das Manuskript nichts, wie allgemein angenommen wurde, mit dem gleichnamigen Bühnenstück von Zukmayer zu tun. Ob letzteres ebenfalls gefurbelt werden soll, steht noch nicht fest.

Niesengagen. Die West-East-Theatre-Comp. zu New York hat für eine Bühnenschau, welche in Filmtheatern so „nebenbei“ gezeigt werden soll, dem Komiker Al Jolson 17 500 und dem Liebhaber J. Barrimore 20 000 Dollar — Wochengage geboten! Das sind die höchsten Honorare, die bisher auf der Welt gezahlt worden sind.

Rekord in Essen. Die „Schauburg“ in Essen (Ruhr) hat am ersten Sonntag, an dem „Metropolis“ lief, mehr als 7000 Besucher durch ihre Pforten lassen müssen. Das stellt für Essen einen neuen Tagesrekord dar.

Fröhliche Ecke.

Mutterstolz. „Großartig, wie Ihre Tochter die Beethovenische Sonate vorträgt!“ — „Ja, und dabei spielt sie nur die billige Ausgabe zu fünfzig Pfennig! Das Mädel weiß aus allem was zu machen!“

Vorsichtig. Alter Herr zu einem Knirps: „Warum stehst du da und wirfst den Jungen da drüben mit Steinen?“ — Der Kleine: „Näher gehe ich nicht hin, er hat Keuchhusten.“

Der moderne Tanz. „Wieso tanzt du plötzlich so ausgezeichnet, Kitty?“ — „Kunststück! Ich habe gerade hinten 'nen Krampf!“

Verantwortlich: Hauptredakteur Robert Strya, Poznan.